

Zeitschrift für Bonner Studierende

Nr. 328

akut

II / 2012

Zeitschrift des Studierendenparlaments der Universität Bonn

Wohnungskampf in Bonn

Außerdem:

Der Mensareport

Professorinnendebatte

Plagiatsfälle in Bonn

Dahin geht unser Sozialbeitrag

akut-bonn.de

Ausgabe für das Sommersemester 2012

Inhaltsverzeichnis



- 3 *Hausmitteilung.* Das Editorial
- 4 *Geschmack kommt durch den Koch.* Hinter den Kulissen der Nassemensa
- 6 *Das Studierendenparlament brauch ein Logo.* Ein Wettbewerb
- 7 *Hast du die Wahl, hast du die Qual.* Der Bonner Hochschulsport
- 8 *Willkommen im SP.* Die Neuen stellen sich vor
- 10 *Wohnungsk(r)ampf.* Studierende auf Wohnungssuche
- 12 *Ist Justitia ein Mann?* Die Professorinnendebatte zum Juricidum

雨 12

- 14 *Mit der Axt ins Seminar.* Wie Studierende diskutieren wollen
- 16 *Dahin geht unser Sozialbeitrag!* Die detaillierte Aufschlüsselung
- 17 *„Versuchsfeld“ der anderen Art.* Der neue Campus Poppelsdorf
- 18 *Doktor werden ist nicht schwer.* Plagiate in Bonn
- 19 *ERASMUS.* In Griechenland



- 20 *Dudes und Bettys.* Der heißeste Laden der Stadt
- 22 *Die Kunstecke der akut.* Ist das Kunst?



Hanno Magnus
Chefredakteur der *akut*

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, vor Euch liegt die neueste *akut*, die Zeitschrift des Bonner Studierendenparlaments.

Neu bin auch ich auf dem Posten des Chefredakteurs. Meine Vorgängerin Emily Senf hat nach einem Jahr im Amt beschlossen, ihrem studentischen Vorankommen mehr Zeit zu widmen. Ich werde nicht versuchen, das Rad neu zu erfinden, sondern mir es in ihren übergroßen Fußstapfen gemütlich machen. Ich freue mich auf die Herausforderung, diese Zeitschrift zu verantworten.

Die *akut* ist ein Luxus, den sich das Studierendenparlament nicht unbedingt leisten müsste. Für die Druckkosten könnte man sicher viele bunte Informationsbroschüren auf Hochglanzpapier herstellen. Von der Idee ein inhaltlich unabhängiges Heft mit journalistischem Anspruch zu produzieren, profitieren aber meines Erachtens alle Beteiligten. Das Studierendenparlament, dessen

Arbeit wegen der völlig unterschiedlichen politischen Strömungen, die in ihm vertreten sind, eigentlich nur von unabhängiger Seite aus dargestellt werden kann; die Redaktion, die die Chance erhält, inhaltlich in die Tiefe zu gehen, anstatt die Einzelhändler der Stadt auf der Suche nach Werbepartnern abzuklapern. Entscheidend seid aber Ihr, liebe Leserinnen und Leser, und das nicht, weil es letztlich Euer Geld ist, welches das Parlament unter anderem in die *akut* steckt (Details auf S. 16). Euch wollen wir für die Hochschulpolitik interessieren, Euch wollen wir informieren, was sich an der Uni so tut, und Euch wollen wir dabei gut unterhalten. Damit das weiterhin klappt, brauchen wir Eure Hilfe: Schickt Anregungen, Leserbriefe, Themenvorschläge, Schmähkritiken und Bewerbungen an redaktion@akut-bonn.de - wir freuen uns darauf.

Abschließend möchte ich mich bei

der phantastischen Redaktion bedanken, die sich in den entscheidenden



Momenten ohne wenn und aber, dafür aber sehr zielstrebig für diese Zeitschrift eingesetzt und obendrein tolle Artikel (S. 4 - 22) verfasst hat.

Wünscht viel Spaß beim Lesen:

H. Magnus

mp^{ressum}

akut - Zeitschrift des Studierendenparlaments der Universität Bonn

Anschrift der Redaktion: *akut*, Nassestr. 11, 53113 Bonn
redaktion@akut-bonn.de

Herausgeber: Studierendenparlament der Universität Bonn

Redaktion: Hanno Magnus (V.i.S.d.P.), Leonard Feld, Emily Senf,
Florian Engels, Katja Haberlandt, Lisa Homann, Sung Un Gang
Jonas Jossen und Torben Klaus

Gestaltung/Layout: Daniel Engelke und Hanno Magnus

Titelbild: Sung Un Gang und Torben Klaus

Fotos: sind (soweit nicht anders gekennzeichnet) privat

Auflage: 3.500 Exemplare

Druck und Verarbeitung: Druckladen, Euskirchenerstr. 30, 53121 Bonn

Von Torben Klaus

Geschmack kommt durch den Koch

Mit dem Küchenchef durch die Nassemensa

Es ist billig, reichlich und heiß umstritten: Über Mensa-Essen gehen die Meinungen auseinander. Dabei weiß kaum einer wie es entsteht. Warum also nicht jemanden fragen, der sich auskennt?

Fester Blick, strahlend-weiße Uniform und stets das Ziel vor Augen: „Wir haben hier einen Auftrag zu erfüllen“, sagt Hans-Rudolf Hascher, und marschiert durch die Mensa Nassestraße. 3000 Essen kocht sein Team hier täglich, Hascher trägt die Verantwortung. Und um das direkt einmal klarzustellen: „Hier in der Nassestraße gibt es nur einen Chef. Das bin ich.“

Fünf Etagen, von der Spülküche im Keller bis zum veganen Essen unterm Dach: Hinter den Ausgabetheken der Mensa in der Nassestraße beginnt Haschers Reich. Doch wer hinter den Kulissen ausschließlich Tiefkühlkost und Analoges vermutet, den kann der Küchenchef beruhigen: „2,7 Tonnen Lebensmittel verarbeiten wir hier täglich, Formfleisch gibt es nicht. Und das Gemüse kommt meist aus der Region, von einem Bauern am Niederrhein.“ Das sei vor allem viel vorgeschchnittenes Gemüse und

Salat, so Hascher. „In den Sechzigern hatten wir hier noch 20 Mitarbeiterinnen, die Kartoffeln geschält haben.“ Heute kommen die Erdäpfel bereits ohne Schale und geschnitten mit dem Lastwagen.

Gemüse, das nicht Saison hat, lagert in einem der diversen Kühlräume im Keller des Gebäudes, direkt neben Kroketten, Brokkoli-Knuspfernuggets und Gourmet-Frühlingsrollen. So ist Hascher für den Ernstfall gerüstet: „Wenn mal keine frische Ware käme, könnten wir damit 5 Tage lang weiter produzieren.“ Die Mensa ist krisensicher – und noch dazu an ein System aus alten Gängen und Tunneln angeschlossen: „Sie können unterirdisch von der Kaiserstraße fast bis zum Rhein laufen“, sagt der Küchenchef. Dabei ist das gar nicht nötig. Küche und Gäste verstehen sich prima, findet Hascher. Zwischen seinem Team und den Studierenden gebe es keine großen Reibungspunkte. „Wir kommen sehr gut miteinander aus.“ Und wer freundlich frage, ob er



Küchenchef Hascher im Kühlraum

statt Schweinefleisch vielleicht doch ein Hähnchenschnitzel bekommen könne, der finde stets ein offenes Ohr – muss allerdings ein paar Minuten Zeit haben, bis die Extra-Wurst durch die automatische Friteuse gefahren ist.

Zurück in den Keller: Ein paar Türen neben den Kühlräumen stapeln sich Bio-Nudeln, Reis und Öl in haushaltsunüblichen Mengen. Hascher rechnet vor: „Für 200 Kilo Bratkartoffeln brauchen Sie 10 Liter Öl, auf 400 Liter Wasser kommen 20 Kilogramm Nudeln.“ Dutzende Liter Bratensoße lagern ebenfalls hier, in Form von Grundsoßen: Bottiche mit einer hellen oder dunklen Flüssigkeit, die in ihrem Urzustand nur durch Farbe und Konsistenz an Bratensaft erinnern. „Der Geschmack kommt durch den Koch“, erklärt Hascher. 42 verschiedene Gewürze stehen ihm zu dieser Geschmacksbildung zu Verfügung. „Und jetzt bitte keine Scherze: ‚Warum schmeckt immer alles gleich?‘ Wir benutzen die alle!“

Das mag für manchen Studieren-



Schnitzel im Anmarsch!



So viele Nudeln werden an einem Tag in der Mensa verarbeitet

den mit Mensa-Erfahrung optimistisch klingen. Und das weiß auch Hascher, er drückt es aber diplomatisch aus: „Der Geschmack der Speisen wird von Gästen und Küche ja meist unterschiedlich beurteilt.“ Doch abseits der verschiedenen Geschmäcker lässt er nichts auf seine Großküche kommen: „Bis auf den letzten Krümel kann hier alles gefahrlos gegessen werden. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“ Doch das ist nicht nötig: Zweimal im Jahr nimmt eine Firma unangemeldet Proben zur Qualitätssicherung, außerdem hat auch das Ordnungsamt ein Auge auf die Hygiene in der Mensaküche. „Natürlich machen wir nicht alles richtig, sonst wären die ja überflüssig“, räumt Hascher ein. Doch seien nicht Hygienemängel beanstandet worden, sondern Fehler in der Dokumentation:

len sich die Hauptkomponenten. Dabei wünscht auch Hascher sich mehr Vielfalt, doch: „Der Preis verhindert Kreativität. Hier wird eine Hauptkomponente für 90 Cent angeboten – das muss man sich mal klar machen.“ Daher kosten zusätzliche Services wie die vegane Etage oder die Aktionstheke zwar etwas mehr, bieten mit Sauerbraten oder Tofu-Würstchen aber auch etwas Abwechslung vom Komponenten-Essen – Hascher und seine Kollegen ziehen alle Register der Großküchenkunst. Zusätzliche Projekte sollen frischen Wind in den Speiseplan bringen; darunter die Klimawoche, in der das Essen ohne CO²-Abdruck auf die Teller kommt, oder ein Korea-Spezial, bei dem mit Unterstützung der südkoreanischen Botschaft original Asiatisches auf die Teller kommt – das nächste Mal im

„Wir müssen täglich auf 40 DIN-A4-Seiten jede Kleinigkeit festhalten, vom Produktionsbeginn bis zur Temperatur in der Spülmaschine. Das ist hier wie in der Raumfahrt.“

Nicht ganz so galaktisch ist hingegen die Abwechslung im Speiseplan: 20 Tage reicht die Variation der beiden Menü-Essen, dann wiederho-

Oktober. Außerdem läuft seit dem 2. Juli ein Pilotprojekt, bei dem Kinder von Studierenden ein kostenloses Mittagessen spendiert bekommen.

Neben der Mensa im selben Gebäude versorgen Haschers Küchen noch eine Kita in den Rheinauen und die Mitarbeiter-Kantine „Cucina“ an der Kaiserstraße. Wer dort im Kreise der Dozenten speisen möchte, benötigt allerdings eine Zugangsberechtigung. Dabei ist das Essen dort das gleiche wie in der Mensa, versichert der Mensachef. Zusätzlich im Angebot ist lediglich Rotwein, ein Euro pro Glas. „Aber die trinken trotzdem nichts – vielleicht eine Flasche pro Jahr.“ Doch das sorgt Hascher nicht, sein Laden läuft rund. Lediglich die „sportliche Konkurrenz“ des Küchenchefs der Mensa in Poppelsdorf macht ihm zu schaffen; dort könnte man der Nassemensa nach der Campus-Erweiterung den Rang ablaufen.

Für Hascher kein Problem, er hat gerade sein letztes Berufsjahr begonnen. 2013 gibt er im Wortsinn den Löffel ab, dann will er überall zu finden sein – nur nicht am Herd, seufzt er: „Irgendwann kann man Küche auch nicht mehr sehen.“



So sieht es hinter dem Rondell aus

Was soll das denn? Diese Frage drängte sich vielen Studierenden auf, die sich von einem auf den anderen Tag an den Geschirrollbändern mit Besteckkästen konfrontiert sahen, in welche sie ihre Messer, Gabeln und Löffel einsortieren sollen. Dieses Manöver führt nicht selten zu Sauereien, die ausgelegten Servietten sind ein schwacher Trost. Dabei ist der Grund für den Service-Rückschritt ganz simpel: Die Anlage ist äußerst anfällig: ein einzelnes Messer, welches vom Tablett fällt und sich verhakt kann die Anlage für Stunden außer Gefecht setzen und vierstelligen Reparaturkosten erzeugen. Seitdem das Besteck gesondert sortiert wird gehören diese „Störfälle“ der Vergangenheit an.

Das Studierendenparlament braucht ein Logo

Schickt eure Vorschläge ein!

Liebe Kommiliton*innen,

vermutlich kennt ihr alle unseren AStA, bietet er doch Beratungsangebote für Studierende, wie die Rechtsberatung, die beiden AStA-Läden in der Mensa Nassestraße und Poppelsdorf oder sei es nur aus der regelmäßig erscheinenden bAStA. Der AStA ist eure Vertretung gegenüber Universität, Stadt und Land. Damit der AStA diese Leistungen anbieten kann, zahlt ihr jedes Semester mit eurem Semesterbeitrag einen geringen Anteil für eben solche Angebote. Um Angebote oder Veranstaltungen des AStA entsprechend zu bewerben, hat sich der AStA ein eigenes Logo gegeben, das ihr z.B. von Flugblättern des AStA her kennt.

Das höchste beschlussfassende Organ der Verfassten Studierendenschaft ist jedoch nicht der AStA, sondern das Studierendenparlament (SP). Auch das Studierendenparlament verfügt über Finanzmittel, die es ohne Einbindung des AStA vergeben kann. So können sich etwa in Not geratene Studierende an den Ausschuss für den „Hilfsfonds zur Unterstützung in Not geratener Studierender“ wenden. Ebenso unterstützt das Studierendenparlament Kulturgruppen bei ihren Veranstaltungen. Erst in einer der letzten SP-Sitzungen wurde das „Bonner Sommerkino - Internationalen Stummfilmtage“ großzügig unterstützt, durch dessen jährliches Stattfinden an der Uni Bonn gerade auch Bonner Studierende profitieren.

Anders als der AStA hat das SP leider (noch) kein eigenes Logo, was z.B. auf Plakaten oder Flyern deutlich machen könnte, dass die Veranstaltung durch studentische Gelder gefördert wird. Bisher haben wir uns damit beholfen, dass das AStA-Logo mit aufgedruckt wurde. Nun kam aber der Wunsch auf, stärker zwischen AStA und SP zu unterscheiden.

Daher suchen wir nach einem neuen Logo für das Bonner Studierendenparlament und rufen alle Studierenden ganz herzlich dazu auf, uns eure Vorschläge zu schicken! Eure Vorschläge werden dann im Studierendenparlament beraten und das beste Logo gekürt. **Gebt eure fertigen Vorschläge im Geschäftszimmer des AStA (Nassestr. 11, 1. Etage, Zi. 7) ab oder schickt sie uns per Post oder per Mail bis zum 31.08.2012!**

Studierendenparlament Uni Bonn
Nassestr. 11
53113 Bonn
sp@uni-bonn.de
www.sp.uni-bonn.de

Von Katja Haberlandt

Hast du die Wahl, hast du die Qual

— und extrem viel Spaß

Was bietet der Hochschulsport in Bonn. Unsere Autorin wagt den Selbstversuch

„I am titanium“ singt Sia, die Boxen dröhnen, die Trainerin ruft Anweisungen in ihr Mikro. In diesem Moment bin ich mir nicht so sicher, ob das, was Sia da singt, auch auf mich zutrifft. „I am titanium“, schallt es wieder aus der Anlage. Nein, das kann ich so jetzt nicht unterschreiben. Eher Wackelpudding-schwach als Titan-stark, das würden zumindest meine Beine jetzt erschöpft sagen, wenn sie denn könnten. Stattdessen nochmal V-Schritt nach vorne und mit den Armen rudern. „Stellt euch vor, ihr würdet Fenster putzen!“ ruft Tonia. Ok, so macht die Armbewegung Sinn. Die Kursteilnehmerinnen brechen in kollektives Kichern aus und haben Mühe, sich noch auf ihre Arm-Bein-Koordination zu konzentrie-

ren. Weiter rudern.

Ob Aerobic, Klettern, Volleyball, Boksen, Capoeira, Pilates, Zumba, Fußball oder Yoga – außerdem Kurse wie Ernährungsberatung und die Vorbereitung auf den Köln-Halbmarathon sowie ein Fitness- und ein Ballettstudio: Über ein zu wenig abwechslungs- oder umfangreiches Sport-Angebot kann man sich an unserer Uni definitiv nicht beschweren. Aus mehr als 95 Sportarten kann man wählen, und das teils kostenlos oder zu Semester-Preisen, die in Fitnessstudios noch nicht einmal die Hälfte des Monats-Beitrages ausmachen. Einen besseren körperlichen Ausgleich zum Vorlesungsalltag kann man sich schlichtweg nicht wünschen.

Tonia rennt zur Anlage. „Habt ihr noch Power?“, ruft sie in den Raum. Niemand antwortet, wir sind mit Atmen und Trinken beschäftigt, hauptsächlich mit At-

men. „Dann geben wir nochmal Gas!“ lautet die aufrichtig begeisterte Ansage. Wir haben keine Kraft mehr, um uns zu wehren, und schleppen uns wieder in die Mitte des Raumes. „Waka, waka, eh, eh“ klingt es aus der Anlage und der Sommer uns entgegen.

In diesem kann natürlich auch hervorragend Sport getrieben werden. In den Semesterferien wird beim Bonner Hochschulsport immer ein eigenes Ferienprogramm angeboten, so auch dieses Jahr vom 06. August bis zum 07. Oktober. Ab Anfang Juli kann das Programm im Internet eingesehen und ab dem 27.07.2012 gebucht werden. Wer also beispielsweise schon immer mal verschiedene Kampfsportarten ausprobieren wollte, hat dann dazu ausreichend Gelegenheit.

„Today's your day, I feel it“, singt Shakira. Der Ansicht bin ich jetzt auch. Geschafft, aber sehr zufrieden. Ziel erreicht.

Aufgezeichnet von Sung Un Gang und Hanno Magnus

Willkommen im SP

Fünf Neuparlamentarier stellen sich vor

Sie sind Geltungssüchtige, Wichtig-tuer, Jungparteisoldaten und Lebenslaufoptimierer – stets dazu bereit, zu den großen Konflikten dieser Welt abzuschweifen: unsere Abgeordneten im Studierendenparlament (SP). Zumindest, wenn man allen Vorurteilen glauben will, die auf dem Markt sind. Aber stimmen die wirklich? Wir machen den Realitätscheck und fragen fünf gerade neu ins SP gewählte Jungmitglieder nach ihren ersten Eindrücken, Ideen und Zielen.

Lisa Schüler, Politik, ghg

Einfach immer nur meckern ist mir zu wenig, deswegen engagiere ich mich in der Hochschulpolitik. Ich möchte die Umgebung, in der ich lebe und studiere, aktiv mitgestalten. Nur durch eine aktive und selbstbewusste Studierendenvertretung können konkrete Änderungs- und Verbesserungsvorschläge umgesetzt werden. Unter solchen Vorschläge sind mir insbesondere die Förderung der vielen Kulturgruppen an der Uni, die Möglichkeit, auch mit Kindern gut studieren zu können und nicht zuletzt Fairtrade- und Bioprodukte in den Mensen sehr wichtig.

Auch im Privaten versuche ich in zahlreichen Gesprächen mit den Studie-



renden, die Bedeutung der Studierendenvertretung aufzuzeigen sowie die Struktur und Aufgaben des Parlaments zu erklären. Denn für viele Studierende

ist das SP zwar ein Begriff, aber die genauen Aufgaben und Verantwortlichkeiten sind den meisten jedoch nicht bewusst. Oft weise ich ebenfalls auf die Akut oder Basta hin, damit sie sich besser informieren können.

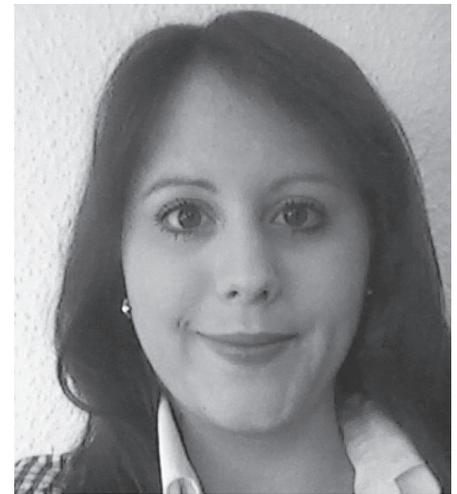
Zu meiner Tätigkeit gehören die Teilnahme an den SP-Sitzungen, die circa einmal im Monat stattfinden, sowie die Vorbereitungstreffen in der eigenen Hochschulgruppe. Ich bin zusätzlich im Studi-Ticket-Ausschuss, der sich zwei- bis dreimal im Semester zusammensetzt. In Bonn wird viel Organisatorisches abgestimmt, was auch wichtig ist, um die Arbeit des AStA zu legitimieren. Besonders freue ich mich aber auf grundsätzlichere politische Diskussionen. Was ebenfalls sehr spannend ist, ist mit anderen Leute zusammen zu kommen, etwa aus anderen Parteien, die ganz anderen Meinungen vertreten. Das SP ist auf jeden Fall empfehlenswert für jeden, der sich politisch interessiert. Man kann miterleben, was an der Uni wirklich passiert und wie die Entscheidungen getroffen werden. Es ist eine spannende Sache, und ich habe es nie bereut, beim SP mitzumachen.

Jessica Keuler, Jura, RCDS

Durch mein politisches Engagement möchte ich dazu beitragen, dass Bewährtes erhalten und Veränderungswürdiges verändert wird. Zu erhalten und zu schützen steht für mich an erster Stelle, dazu die Möglichkeit der Studierenden, an den wesentlichen hochschulpolitischen Entscheidungen mitwirken zu können. Eine Veränderung müsste dahingehend erfolgen, dass die Studierenden jedoch überhaupt einmal erfahren, dass es die Möglichkeit zur Mitgestaltung gibt beziehungsweise was die von ihnen gewählten Mitglieder des Studierendenparlamentes (SP) aus dieser Möglichkeit machen. Dazu müsste insbesondere überlegt werden, wie die vom SP gefassten Beschlüsse zeitnah und wirksam publiziert werden können. Der

RCDS erarbeitet derzeit an einem Antrag zur Einsetzung eines Ausschusses für Öffentlichkeitsarbeit, der noch in diesem Monat im Parlament zur Diskussion und Abstimmung gestellt werden soll.

Eine weitere Aufgabe als Mitglied des SP sehe ich darin, einen Weg zu finden,



die Ausschüsse des SP derart umzugestalten, dass sie dauerhaft effektiv arbeiten können. Dazu gehört neben der, meines Erachtens nach, derzeit schon bestehenden guten Zusammenarbeit der Ausschussmitglieder, eine Ergänzung durch „Fachkräfte“ an den Stellen, wo spezifisches Wissen erforderlich ist oder Aufgaben zu erfüllen sind (etwa die Geltendmachung von Forderungen), die einer gewissen Kontinuität bedürfen.

Die Verwirklichung dieser Ziele bedeutet sicherlich auch, dass alle ein wenig mehr Zeit für die Arbeit im und um das SP aufwenden müssen. Wenn dies jedoch dazu führt, dass die Bonner Studierenden wieder von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen, wird sie sich doppelt gelohnt haben.

Philip Reinsberg, Chemie, JUSOS

Der konkrete Auslöser für mein Engagement im SP waren die vielen Karten, die wir Studierenden mit uns rumschleppen müssen. Ich wollte mich für die Uni-



card - also eine Karte für Mensa, Kopien, und sonstiges - einsetzen. Dieses Jahr werden die Kopierverträge neu für mehrere Jahre geschlossen, jetzt ist also die einzige Gelegenheit, etwas zu ändern. Ich habe mich deshalb auch in den Uni-card-Ausschuss wählen lassen. Ich hatte anfangs außerdem gehofft, dass ich über das SP auch einen Einblick in den fakultätsinternen Bereich und studiengangspezifische Themen bekommen würde. Wie ich inzwischen gelernt habe, hat das SP damit aber nur wenig zu tun.

Wie die meisten Menschen bin auch ich früher nicht zu den SP-Sitzungen gegangen, obwohl die öffentlich sind. Daher werde ich jetzt, nach vier Sitzungen, noch von einigen Abkürzungen verwirrt. Auch gibt es Mitglieder des SP, die anscheinend alle kennen - nur ich nicht. Da heißt es dann erstmal Erfahrung zu sammeln.

Was mich schon überrascht hat: Schon jetzt legen viele SP-Mitglieder ein Lagerdenken an den Tag. Nur weil ich bei den Jusos bin, sind mir die anderen Fraktionen doch nicht spinnefeind. Daher verstehe ich nicht, wieso manchmal sinnlos versucht wird, der anderen Fraktion eins auszuwischen. In dem Uni-card-Ausschuss ziehen dagegen alle an einem Strang. Es geht also auch anders. Berichte, dass oft Themen außerhalb des Uni-Bereichs, wie zum Beispiel der Nahost-Konflikt, diskutiert werden, kann ich bisher nicht bestätigen.

Martin Pahl, VWL, Piraten

Die anderen Piraten haben mich angesprochen, sie brauchten Hilfe, wir haben nicht so viele Kandidaten. Mir ist es wichtig, dass die Wähler eine Wahl haben und dass sie die Piraten wählen können, wenn sie das wollen. Jetzt möchte

erstmal einfach nur rein schnuppern und lernen, wie die Arbeit des SP abläuft. Ich war jetzt auch direkt von Anfang an im Wahlprüfungsausschuss - das war eine interessante Erfahrung. Die Parlamentstätigkeit besteht im Wesentlichen aus der Mitarbeit in einem Ausschuss, der Vorbereitung der Sitzung und der Sitzung selbst. Bei der Vorbereitung kommt es natürlich immer darauf an, worüber gesprochen und was abgestimmt wird. Bei der nächsten Sitzung sind das etwa zwanzig Seiten, das kann schon mal zwei



Stunden dauern.

Mit den anderen Piraten setze ich mich vor den Sitzungen nicht zusammen. Das ist bei uns auch nicht nötig, stimmen wir doch nicht einheitlich ab. Wir beraten uns natürlich schon gegenseitig, aber Fraktionszwang gibt es bei uns nicht. Ich werde immer so abstimmen, wie ich es für richtig halte. Ich möchte nicht, dass Leute für etwas stimmen müssen, was sie eigentlich nicht wollen, nur weil es in einem Koalitionsvertrag steht. Im SP wird das aber, im positiven Sinne, lockerer gehandhabt.

Was mich am Anfang überrascht hat: Einige Kollegen sitzen da vom Start weg mit einem Bier in der Hand. Außerdem überraschte mich eine bestimmte Fraktion, von der ich das nie erwartet hätte, mit ihren Zwischenrufen. Insgesamt finde ich die Atmosphäre im SP aber sehr angenehm, der Arbeitsaufwand hält sich in Grenzen, manchmal ist es vielleicht etwas kleinteilig, aber dabei nie langweilig.

Roberto Correa Schragen, Physik

Ich war Mitglied in der LiLi, habe es aber nicht ins SP geschafft. Als ich mich für das nächste Jahr wieder aufstellen

lassen wollte, haben meine Mitstreiter beschlossen, dass die LiLi nicht antreten wird, weil SP-Arbeit nichts bewege. Ich hingegen wollte mich endlich im SP engagieren und habe deshalb meine eigene Partei gegründet.

Ich möchte das SP sicher nicht als Karriereprungbrett nutzen, habe allerdings das Gefühl, dass einige, vielleicht sogar ein Großteil, meiner Parlamentskollegen diese Tätigkeit dafür missbrauchen. Natürlich macht sich ein solches Engagement gut, wenn man sich für Stipendien bei politischen Parteien bewerben will, und dies finde ich auch nicht verwerflich. Zumindest bis zu dem Punkt, wo die SP-Tätigkeit nur noch Mittel zum Zweck ist. Bei der HSG Die Demokraten, die parteiunabhängig sind, besteht diese Versuchung nicht. Als Physiker strebe ich sowieso Berufe an, in denen auf politisches Engagement weniger Wert gelegt wird.

Diese Unabhängigkeit ist natürlich von Vorteil. Manchmal sieht man einzelne Mitglieder, die bei Abstimmungen zu ihren Parteigenossen schauen, um dann die Hand zu heben oder schnell wieder



zu senken.

Für meine erste Amtszeit habe ich mir vorgenommen, die Arbeit des SP kennenzulernen, um dann bei den Studierenden Aufklärung zu leisten. Viel zu oft höre ich: „Das SP redet nur, da geht es um nichts.“ Und auch, wenn ich anfangs ernüchtert war, möchte ich jetzt zeigen, dass es durchaus Ergebnisse geben kann und es tatsächlich um viel Geld geht. Da wird in einer einzelnen Sitzung über Posten in Höhe von 20.000 Euro für Sportgeräte entschieden. Diese Bedeutung möchte ich vermitteln und damit Interesse für das SP wecken.

Von Sung Un Gang

Wohnungsk(r)ampf

Viele Studierende finden keine Wohnung

Im vergangenen Wintersemester suchten viele neue Studienanfänger nach Wohnungen, oft erfolglos. Sind Uni, Studentenwerk und AStA dieses Mal besser vorbereitet?

Endlich aus dem Elternhaus in die eigene Wohnung – so die Vorstellung, wenn man für das Studium in eine neue Stadt umzieht. Aber bei manchen klappt es nicht so reibungslos. Im letzten November hat der AStA einen Aufruf an alle Bonner Studierenden geschickt, mit der Bitte, sich zu beteiligen, wenn sie von der Wohnungsnot betroffen sind. 440 Studierende haben sich innerhalb einer Woche gemeldet – ein Anlass für einen Runden Tisch. Am 15. November haben sich die Vertreter von AStA, Studentenwerk, Stadt Bonn, Hochschulgemeinden und dem Mieterbund zusammengesetzt, um das akute Problem zu diskutieren und eine Lösung zu finden.

Als Notlösung sprang der AStA ein, indem er die Koordination der Kontakte zwischen Wohnungssuchenden und Vermietern übernahm. Bald berichteten auch lokale Medien von der Wohnungsnot. Der General Anzeiger, der bereits vor der Umfrageaktion des AStA vor dem Mangel an den Wohnungen gewarnt hatte, hat mit seiner Berichterstattung dazu beigetragen, dass sich Bonner BürgerInnen mit leer stehenden Kinderzimmern und Wohnungen beim AStA gemeldet haben. „Nachdem das Thema vom General Anzeiger und dann vom WDR in der Lokalzeit aufgenommen wurde, hatten wir schon nach wenigen Tagen 200 Angebote in unserer Wohnbörse“, so AStA-Vorsitz Jakob Horneber, der auch an dem Runden Tisch teilgenommen hat. „Sicher war nicht alles davon für Studierende geeignet. Trotzdem war das ein Erfolg.“ Auch Bonner Hochschulgemeinden konnten rund 60 Wohngelegenheiten vermitteln, nachdem sie die Pfarr- und Kirchengemeinden um Hilfe gebeten hatten.

Ist die Wohnungsnot in Bonn nun

damit bewältigt? Zumindest macht die Wohnbörse des AStA derzeit den Eindruck, als würde endlich wieder ein wenig Ruhe einkehren, wenn auch nur für kurze Zeit: das Problem ist nicht grundsätzlich gelöst. Es gibt Anzeichen, die eine Wiederholung des alten Problems andeuten. Das Studentenwerk hat in diesem Sommersemester zum ersten Mal seit Jahren Vollvermietung. Dazu kommt noch die Schließung des Wohnheims Tannenbusch I mit 300 Plätzen wegen Renovierungsarbeiten – zunächst ohne Alternative von entsprechender Größe. Jakob Horneber vermutet, dass im kommenden Wintersemester eher mehr Studierende in Bonn leben werden und die Zahl der Studierenden, die derzeit bei rund 30.000 liegt, werde voraussichtlich bis 2020 nicht sinken. Schon im kommenden Jahr wird die Studierendenzahl durch die Doppeljahrgänge deutlich zunehmen.



Eine Alternative zu Großmutter's Sofa: Das Zelt im Hofgarten

Die Wohnungsnot ist aber längst nicht nur ein Problem unter Bonner Studierenden. Die demografische Entwicklung in den letzten Jahren zeigt: Die Stadt Bonn wächst – viele Menschen brauchen

Wohnraum. Zu Beginn des Studiums müssen die angehenden Studierenden nicht nur unter einander, sondern auch gegen andere Konkurrenten um Wohnraum kämpfen. Dazu zählen die Angestellten der großen Unternehmen, die in Bonn ihren Sitz haben. „Wenn Firmen wie die Telekom oder Post, die ihren Mitarbeitern teilweise Wohnungen zur Verfügung stellen, mit Studierenden in Konkurrenz treten, ist völlig klar, wie das ausgehen wird“, so Jakob Horneber.

Die Stadt Bonn beschäftigt sich mittlerweile mit einem neuen Wohnkonzept für die gesamte Stadt. In einem Interview mit dem General Anzeiger vom 19. Januar 2012 äußerten Stadtbaurat Werner Wingenfeld und Sozialdezernentin Angelika Maria Wahrheit ihre Leitgedanken: Jährlich seien mindestens 1.000 neue Wohneinheiten nötig, vor allem Mehrfamilienhäuser. Auch sollte mehr Wohnraum für einkommensschwache

Haushalte geschaffen werden, die über weniger als 1.000 Euro pro Monat verfügen. Von einer schnellen Lösung für die Studierenden ist zunächst keine Rede. Vielleicht kann man auf einen Domi-

no-Effekt hoffen, wenn durch die Bauprojekte preiswerte Altbauten für Bonner Studierende frei werden. Aber wird die wirklich passieren?

Das Bonner Studentenwerk hat sich bemüht, zumindest während der Renovierung des Wohnheims Tannenbusch I eine Alternative anzubieten. Eine Möglichkeit wäre die frühere Diplomatenschule auf dem Venusberg gewesen – 218 Zimmer mit Dusche und Bett, zwar etwas altmodisch, aber dafür in einem durchaus beliebten Wohnviertel mit viel Grün. Gescheitert ist dieser Plan allerdings an der hohen PCB-Belastung. Theoretisch besteht die Möglichkeit, dieses Gebäude zu renovieren. Aber ob es sich lohnt, für drei Jahre Betriebszeit etwa eine Million Euro auszugeben? Immerhin hat das Studentenwerk eine Anmietung von 70 Plätzen gefunden, die zum kommenden Wintersemester angeboten wird.

Der negative Einfluss, den die labile Wohnsituation auf die Studierenden ausübt, wird oft unterschätzt. Ann-Katrin, deren Namen wir geändert haben, erzählt, wie sie 2009 zu Beginn ihres Studiums in Bonn nach einer Wohnung suchte – fünf Monate lang. „Ich hatte keine speziellen Wünsche, die die Wohnungssuche besonders erschwert haben. Trotzdem habe ich einfach keine Wohnung gefunden. Ich hatte eine Übergangslösung, die so aussah, dass ich das erste Semester bei Bekannten von Bekannten im Gästezimmer übernachtet habe.“ Wenn die Psychologiestudentin sich heute an diese Zeit erinnert, ist sie froh, letztlich „eine wunderbare WG“ gefunden zu haben. Denn es geht nicht nur um die bloße Übernachtungsmöglichkeit, sondern vielmehr um den Stützpunkt, den man in einer fremden Stadt braucht, um sich einzuleben. Ihr Studium wurde hierdurch erschwert. „Der Studienbeginn war total chaotisch. Anstatt mich auf die Uni konzentrieren zu können, habe ich parallel immer Wohnungen besichtigt und mich bei WGs vorgestellt. Die Wochenenden habe ich dann in der Heimat verbracht. Ich hatte das Gefühl, gar nicht in Bonn anzukommen, sondern zwischen Tür und Angel nur zu Gast zu sein.“

Ihr Kommilitone Maximilian hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Zwar musste er nicht in einem Gästezimmer übernachten, war dafür aber vier Monate län-

ger auf der Suche. Der Psychologiestudent hat bei einem Freund gewohnt, der ihm das alte Zimmer seiner Großmutter zur Verfügung stellte, die ins Pflegeheim ging. „Irgendwie fehlte immer irgendwas, was man brauchte – kein Wohlfühlfaktor, kein Internet und schließlich auch keine Lernatmosphäre.“ Was auch noch gefehlt hat, waren eigene Möbel – außer einer Matratze hatte er nämlich keine. Er erzählt von der Konkurrenz, die ihm Angestellte von einem großen Unternehmen gemacht haben: „Ja, ich wollte eine schöne helle Wohnung, in Beuel,“ sagt er, „aber durch viele

Telekommitarbeiter war der Wohnungsmarkt begrenzt.“ Maximilian hat dann durch einen Kontakt im Sportverein eine neue Wohnung gefunden.

Ausländische Studierende haben es oft noch schwerer. Sie haben in Deutschland weder Kontakte noch eine Wohnung, in der sie notfalls übergangsweise bleiben können. Jakob Horneber erklärt: „Sie wissen oft nicht, wie man sich in Deutschland auf Wohnungen bewerben muss. Dazu kommen am Anfang Probleme mit der Sprache.“ Ob die Universität ihnen denn nicht Wohnheimplätze anbietet? „Es gibt zwar Kontingente für ausländische Studierende, für alle reicht das in der Regel aber nicht.“ Wie bei den deutschen Studierenden klappt das in der Regel „zwar irgendwie“, aber Jakob hat auch schon den Extremfall erlebt. „Eine Studentin aus Italien, die überhaupt nichts gefunden hat, ist dann nach Italien zurückgekehrt.“ Na-young, die ebenfalls anonym bleiben möchte, ist eine Promotionsstudentin der philosophischen Fakultät aus Südkorea. Sie hatte ebenfalls Schwierigkeit mit der Wohnungssuche in Bonn. „Viele Mieter fordern eine Elternbürgschaft oder ähnliches, um die finanzielle Sicherheit zu beweisen. Die deutschen Studierenden können durch ihre Eltern gesichert werden, aber ich hatte da niemanden.“

Mehr Wohnheimplätze sind also nötig. Kurzfristig ist dies aber nicht realisier-

bar. Deshalb müssen zunächst der AStA, das Studentenwerk und die Universität effektiv handeln, indem sie die angehenden Studierenden frühzeitig vor der Wohnungsnot warnen und Mieter und Wohnungssuchende besser vernetzen.



Ist das Posieren für Fotografen schon gewöhnt: Jakob Horneber

Jakob Horneber schätzt die diesjährige Zusammenarbeit mit dem Studentenwerk und der Uni positiver ein als im vergangenen Jahr. „Wir hatten schon ein erstes Gespräch mit Uni und Studentenwerk und wir hoffen, dass wir in weiteren Runden konkrete Lösungen erarbeiten können, die dann zu Beginn des Wintersemesters greifen.“ Aber es ist klar, dass sowohl die Uni als auch die Stadt eine langfristige Lösung für Bonner Studierende entwickeln müssen. Schließlich kann man sich nicht jedes Jahr auf die Freundlichkeit Fremder verlassen.

Studierende, insbesondere die, die im Wintersemester mit dem Studium beginnen, sollten sich dieses Jahr auch aktiv und frühzeitig um eine Wohnung kümmern. Maximilian rät: „Nutzt alle Möglichkeiten – Facebook, schwarzes Brett, Internetsuchmaschinen, Zeitung, Käseblättchen, egal was. Und bleibt offen für neue Stadtteile.“ Ann-Katrins Tipp lautet ähnlich: „Fangt möglichst früh mit der Suche an. Oft hängen auch an den Instituten und in der Uni Angebote aus.“ Außerdem wünscht sie allen Betroffenen noch: „viel Glück!“

Aufgezeichnet von Hanno Magnus

Ist Justitia ein Mann?

Diskussion über den Professorinnenmangel am Juridicum

Frau Dethloff ist ein Unikat. Sie ist die einzige Frau, die in Bonn als Professorin Jura lehrt. Studentin Christine Ferst, die für den Master aus dem Ausland ans Juridicum wechselte, war schockiert. Ihre Empörung verarbeitete sie zu einem wütenden Artikel. Jetzt tritt sie mit dem Bonner Juraprofessor Gärditz in die Diskussion nach den Ursachen für den Professorinnenmangel ein.

akut: Herr Gärditz, haben Sie schon mal Kollegen über einen Lehrstuhl für Gedöns reden hören?

Gärditz: Nein. Mit Sicherheit nicht.

akut: Hintergrund der Frage ist, dass Christine in ihrem Artikel als eine Ursache für den Professorinnenmangel den Spott vonseiten ihrer männlichen Kollegen genannt hat.

Gärditz: Das ist eine Erfahrung, die ich so nicht bestätigen kann. Für Bonn muss man ja folgendes sehen: Es ist gesetzlich ausgeschlossen, den eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs an die eigene Uni zu berufen. Das Hausberufungsverbot dient dazu Nepotismus, also Vetternwirtschaft zu vermeiden. Nun haben wir in Bonn vergleichsweise viele Habilitandinnen. Die Uni trägt also aktiv dazu bei, den Anteil an Jura-Professorinnen deutschlandweit zu erhöhen, indem sie junge Wissenschaftlerinnen ausbildet.

Das ist kein leichtes Geschäft: Die Hochschule konkurriert mit sehr attraktiven Berufen um die besten Kräfte. Frau Ferst, Sie haben in Ihrem Artikel gefragt, wo all die Damen hingehen, die Sie in den Hörsälen sehen: etwa in der Justiz stellen die Frauen bei den Neueinstellungen die Mehrheit. Viele qualifizierte Frauen suchen ihre Chance nicht in der Wissenschaft, sondern werden Richterinnen. Der akademische Lebensweg ist derjenige, welcher am meisten Unsicherheiten

birgt: Nach einer erfolgreichen Doktorarbeit noch einmal fünf oder sechs Jahre auf befristeten Stellen zu sitzen, schreckt viele, übrigens auch Männer, ab. Vor allem, wenn alternativ eine Lebenszeitstelle als Richter oder attraktive Verdienstmöglichkeiten in der Großkanzlei bestehen.

Ferst: Das ist es aber doch gerade. Frauen werden Richterinnen, Männer schlagen den akademischen Weg ein. Das ist doch eine Frage der Kultur: Die juristische Ausbildung wurde von Männern für Männer konzipiert. Damals war das auch richtig so. Man hat ja damals nicht daran gedacht, dass irgendwann Frauen eine juristische Ausbildung einschlagen oder eine Karriere als Akademikerin anstreben würden. Da fehlt einfach die für Frauen nötige Flexibilität. Auch fehlen den Studentinnen Vorbilder: Ich würde mich freuen, wenn ich öfter von Frauen gehaltene Vorlesungen besuchen könnte. Das müssten noch nicht einmal Professorinnen sein: In Liverpool, wo ich studiert habe, gibt es den Posten des Lecturer, der auch oft von Frauen besetzt wird. Für uns als junge Juristinnen war es eine echte Ermutigung zu sehen, dass es eine Frau dorthin schafft.

Gärditz: Mit dem Lecturer sprechen Sie eine Personalkategorie an, die wir in Deutschland so nicht haben. Solche Posten zu schaffen, wird immer wieder angedacht. Ich bin da aber etwas skeptisch. Es besteht die Gefahr, dass diese Stellen dann letztlich als Abstellgleis für wissenschaftlichen Nachwuchs auf dem Weg zur Professur genutzt werden. Dass solche Stellen gerade Frauen helfen würden, halte ich auch nicht für ausgemacht. Es ist aber vielleicht einen Versuch wert. Sie müssen dann aber auch die Kehrseite der Medaille betrachten: Frühe Lebenszeitstellen vor der Professur binden Ressourcen und verhindern, dass viele Leute die Chance auf eine akademische Karriere haben. Bis in die 70er gab es mit



Professor Klaus Ferdinand Gärditz hat als Richter und Anwalt gewirkt, bevor er sich für die Wissenschaft entschied. Er ist seit 2009 Lehrstuhlinhaber für Öffentliches Recht in Bonn und interessiert sich unter anderem für Wissenschaftsrecht.



Christine Ferst hat in Liverpool Jura studiert und macht jetzt in Bonn ihren Master. Der Mangel an Professorinnen motivierte sie dazu einen wütenden Kommentar (Where the Women at?, BAStA Nr. 683 vom 24.04.2012) zu schreiben.

dem Akademischen Rat eine dem Lecturer vergleichbare Lebenszeitstelle. Das führte dazu, dass jemand, auch wenn er leistungsmäßig keine Chance mehr auf eine Professur hatte, sein Leben lang an der Uni bleiben konnte. Aber auch dazu, dass 20 andere in der Zeit nicht promov-

ieren oder habilitieren konnten, weil die entsprechende Stelle belegt war.

Ferst: Das verstehe ich gut, aber das Problem bleibt bestehen: Wenn ich als Frau einigermaßen früh Kinder bekommen möchte, fühle ich mich von den Umständen gezwungen, eher die Sicherheit des Richteramts zu suchen, als auf befristeten Stellen auf einen Durchbruch als Akademikerin zu warten und zu hoffen. Vor allem, wenn es dann kaum ein positives Beispiel, also eine Jura-Professorin gibt. Ich glaube, dass solche Vorbilder sehr wichtig für uns Frauen sind. Ich weiß, dass sich in Deutschland die Professoren eher als Wissensvermittler sehen. Man sollte diese Vorbildfunktion aber nicht unterschätzen: Ich kann nur sagen, dass mich Frau Dethloff, die einzige Jura-Professorin in Bonn, sehr inspiriert hat. Auch glaube ich immer noch, dass etwas Ähnliches wie die Lecturer-Stellen für Frauen eine Chance darstellt. Wir brauchen einfach mehr Flexibilität in der Ausbildung.

Gärditz: Ich würde meine Hoffnung aus genannten Gründen weniger auf die Lecturer-Stellen setzen. Flexibilität ist aber ein gutes Stichwort: Ich finde es sehr bedauerlich, dass gute Leute, die sich für die Wissenschaft entscheiden, für die Justiz verbrannt sind. Ich sehe das ja auch bei meinen Mitarbeitern: Nach Referendariat und Promotion ist man nicht selten 30 Jahre alt. Wer sich dann noch weiter für eine wissenschaftliche Laufbahn entscheidet und habilitiert, kann nicht mit 35 einfach sagen: "Das hat nicht geklappt, jetzt möchte ich doch Richter werden." Wenn das anders wäre, wenn man sich nicht mit 27 zwischen Wissenschaft und Praxis entscheiden müsste, würden wahrscheinlich viel mehr Frauen, den Weg in Richtung Professur einschlagen. Diese Flexibilität, die im angloamerikanischen Raum selbstverständlich ist, könnte auch bei uns buntere Lebensläufe und mehr Lebensqualität bringen. Kehrseite ist hier natürlich die Sicherheit. Die lebenslange Beamtenstellung, wie wir sie in Deutschland kennen, ist, verglichen mit den Arbeitsverhältnissen dort ein Luxusgut: Das System hat also auch durchaus seine Nachteile.

Ferst: Vielleicht sollte man hier in Bonn bei Details anfangen: Wie wäre es

zum Beispiel wenn man bei der deutschlandweiten Ausschreibung einer Professorenstelle besonders auf Dinge wie Kinderbetreuung hinweist?

Gärditz: Das ist eine gute Idee, auch wenn ich glaube, dass die Uni solche Standortvorteile während im Laufe des Berufungsverfahrens durchaus anpreist. Außerdem hängt so ein Verfahren an vielen verschiedenen Dingen. Neulich hatten wir eine Professorin auf Platz eins. Sie hat sich dann aber gegen uns entschieden und einen Ruf aus Berlin angenommen.

Ferst: Da muss man sich fragen, was hat sie in Berlin, was sie in Bonn nicht hat?

akut: Könnte die Tatsache, dass sie an der Humboldt Universität sieben Kolleginnen hätte, eine Rolle gespielt haben? Kann man da sogar von einer Art Teufelskreis sprechen, nach dem Motto: "Wenn da keine Frau ist, geh ich da auch nicht hin!"

Gärditz: Das glaube ich eigentlich nicht. Es spielen zwar viele Faktoren bei der Entscheidung für und gegen eine Universität eine Rolle. Die meisten liegen aber eher im persönlichen Umfeld als in der Besetzung der Fakultät.

akut: Im Laufe dieses Gesprächs wurde die Abwesenheit von Professorinnen als Mangel betrachtet. Es ist auch eine Kernthese deines Artikels, Christine, dass die Jurastudierenden diesen Mangel auf Dauer nicht tolerieren werden. Wie erklärst du dir, dass dieses Thema unter den meisten Jurastudierenden keines ist?

Ferst: Ich denke, das ist nur eine Frage der Zeit. Zurzeit besteht noch eine gewisse Gleichgültigkeit und Ablehnung. Als ich meinen Artikel in der Cafeteria geschrieben habe, kamen zwei mir unbekannte Stu-

denten vorbei. Die haben den gelesen und "Hetze!" gerufen. Es gibt einen gewissen Gruppenzwang, solche Themen nicht anzusprechen. Jemand muss den Anfang machen, um das zu ändern. Es muss völlig klar sein, dass es okay ist, sich für Gender Studies zu interessieren und feministische Gedanken zu hegen. Ich glaube und hoffe, dass die Universität in einigen Jahren solche Punkte nicht mehr ignorieren kann, weil die Studierenden von sich aus danach fragen. Wenn im Jahr 2040 immer noch nur eine Professorin am Juridicum arbeitet, werden sich junge Abiturientinnen sagen: "Da will ich nicht hin."

akut: Herr Gärditz, was würden Sie vermuten, wie es hier in fünf oder zehn Jahren aussieht: Werden Sie dann mehr Kolleginnen haben?

Gärditz: Das ist schwer zu sagen. Es wird ja auch nur alle paar Jahre eine Stelle frei. Wer die dann bekommt, weiß man nicht.



Karikatur: Sung Un Gang

akut: Da sie zurzeit in den Medien so präsent ist: Könnte eine Professorinnen-Quote helfen, die Probleme zu lösen?

Ferst: So wie ich das Debatte verstehe, ist die Frauenquote meiner Meinung nach eine Beleidigung für die Frauen. Frauen, die nur wegen eines Gesetzes ihren Job kriegen, würden doch nur als Quotenfrauen bezeichnet, nicht Ernst genommen und möglicherweise sogar gemobbt. Bei einer vernünftigen Frauenförderung werden wir in Zukunft solche Programme auch nicht benötigen.

Gärditz: Das vermute und meine ich genauso. Die Meinungen gehen ja durchaus auseinander, ob es den Leuten hilft, so eine Regelung zu schaffen. Ich demgegenüber etwas skeptisch, weil man, aus nachvollziehbaren Gründen, versucht, Strukturen aufzubrechen, dabei aber das Individuum aus dem Blick verliert. In einem Bereich wie der Verwaltung oder in Aufsichtsräten großer Unternehmen kann so etwas noch klappen. In einem so stark von individueller Freiheitsentfaltung geprägten Bereich wie der Universität muss ich auf die einzelnen Personen schauen. Dass es natürlich

trotzdem hilfreich ist, wenn sich irgendwann ein gesunder Proporz ergibt, das kann keiner bestreiten. Die Bemühungen, dafür auch von sich aus etwas zu tun, sind durchaus da und es bleibt zu hoffen, dass sich solche Probleme in der Zukunft erledigen oder wenigstens abmildern.

Ferst: Die Frauenquote empfinde ich als schnelle Lösung für ein tiefer liegendes Problem. Also Pflaster drauf, statt Suche nach den Ursachen des Problems. Das halte ich für kontraproduktiv.

Ein Kommentar von Torben Klaus

Mit der Axt ins Seminar

Wie Politikstudenten diskutieren wollen

Wir Politikstudenten seien diskussionsfaul, klagten unsere Dozenten. Dabei haben wir bloß erkannt: Der akademische Diskurs im Studium ist nichts als eine schlecht inszenierte Farce.

Vielleicht sollten politische Diskussionen am besten mit der Axt geklärt werden. Legendärer Vorreiter dieser Disziplin: Nickel Pallat, Mitglied der sozialkritischen Rockband „Ton Steine Scherben“. Am 3. Dezember 1971 holte er in einer politischen Talkshow zum großen Schlag aus: „Das Fernsehen macht hier so eine scheißliberale Sendung, und was passiert objektiv? An der Unterdrückung ändert sich überhaupt nichts.“ Daraufhin zog er eine Axt hervor, kündigte an „Deswegen mach ich jetzt hier diesen Tisch mal kaputt!“ und hackte zur Überraschung seiner Diskussionspartner auf das splitternde Studiomöbel ein. Offenbar recht zufrieden mit seinem Werk beendete er diesen Exzess mit den Worten: „So, jetzt können wir weiterdiskutieren.“

Was gäbe ich in den Seminaren meines Politikstudiums manchmal dafür, eine Axt dabeizuhaben. Um diese scheißliberale Show mal aufzumischen, die ihr Dozenten dort Semester für Semester aufführt. Ihr wünschet euch eine angeregte Diskussion mit mir Student, sagt ihr, und gebt euch aufklärerisch. Von Augenhöhe redet ihr, vom „argumentativen Abarbeiten“, ihr wollt mich kritisch, aufmüpfig und unbequem. So veranstaltet ihr in unseren Seminaren das immer gleiche Schauspiel, in dem ich auf eurer Bühne den Aufstand proben soll. Sogar in Zeitungskomentaren beschwert ihr euch inzwischen über uns diskussionsfaule Studenten, wie zuletzt die Bonner Dozentin Christiane Florin in der „Zeit“. Dabei solltet ihr euch freuen, dass ich in diesen inszenierten Schaukämpfen nicht mitspiele.

Seminare sind gemacht für den akademischen Diskurs. Im Hörsaal sitzen nicht 300 Studenten wie bei einer Vorlesung, sondern weniger als 30. Interaktiv soll unsere Veranstaltung sein; ohne Professor, der vom Pult einen 90-minütigen Monolog hält. Zugegeben, die Monolo-

ge hält bei uns kein Professor. Stattdessen stopft ihr die 90 Minuten voll mit Powerpoint-Präsentationen meiner nervösen Kommilitonen. Drei oder gar vier unterschiedliche Themen pro Sitzung, die meist mit demselben Satz beginnen: „Ich erzähle euch jetzt mal was über ...“ Dabei will ich gar nichts erzählt bekommen. Ich will etwas lernen. Mancher bezeichnet die ganze Politikwissenschaft als Laberfach, doch das zu Unrecht. Eure Seminare sind es, wo nur gelabert wird.

Ihr wollt, dass ich kritisch Stellung nehme zum behandelten Stoff. Doch ihr behandelt keinen Stoff, ihr verteilt Referate an meine Kommilitonen und mich. Manche sind didaktisch und inhaltlich großartig, viele sind erst am Vorabend dank Wikipedia entstanden. Einmal begann die Französische Revolution laut Referat im Jahr 1792. Ihr lobtet den „guten Ansatz“.

Woran soll ich mich reiben, wenn ihr mich mit eurer Kuscheldidaktik umschmiegt? Wogegen soll ich rebellieren, wenn die Diskussionsthese des Referats lautet: „Helmut Kohl hatte eine große Bedeutung für die Deutsche Einheit“?

Ihr wundert euch, dass keine Kontroverse entsteht, aber kommentiert schlechte Redebeiträge mit „Sie meinen das Richtige“. In euren Diskussionsrunden platzt kein Kragen, weil ihr alle Ecken und Kanten sorgfältig herausstreicht.

Unsere Seminare setzen die flache Show der abendlichen Fernsehtalks fort, die ihr so kritisiert. Ihr stellt bemüht-provokative Fragen, ich liefere euch die genormten Antworten, rezitiere für euch

nung zu politischen Fragen. Ich trete gern für das ein, was ich für recht halte. Von euch erwarte ich, dass ihr mir die wissenschaftliche Basis für meine Meinungsbildung schafft. Dass ich mir bei euch argumentativ die Hörner abstoßen kann. Stattdessen darf ich in euren Seminaren auf Ansage die passende Meinung bereithalten. Und ihr nennt mich unpolitisch.

Bin ich unpolitisch, weil ich mich nicht



das ewige Sowohl-als-auch der Skripte und Lehrbücher. Schlagt ihr vor, in Deutschland die Scharia

einzuführen: Ich entrüste mich ein bisschen. Fordert ihr die Abschaffung des Sozialstaats: Ich hebe den Finger und sage „Ja, aber ...“. Doch ich werde mich hüten, dabei emotional über die Stränge zu schlagen oder mich für eine extreme Meinung zu engagieren. Denn in der akademischen Inszenierung belegt ihr Dozenten eine gefährliche Doppelrolle.

Ihr führt Regie in diesem Schauspiel und seid gleichzeitig seine Kritiker. Also klatsche, lache und schimpfe ich an den dafür vorgesehenen Stellen, und hoffe auf eine gute Note. Könnte ich eine gute Zensur auch mit vehementen Stellungnahmen erreichen, die nicht in eurem Drehbuch stehen? Das wäre ein riskantes Spiel. Unsere Diskussionen sollten Improvisationstheater sein, tatsächlich haben wir uns längst mit Scripted Reality arrangiert. Das ist wohl für alle der Weg des geringsten Widerstands. Und es ist gähnend langweilig.

Dabei bilde ich mir gern eine Mei-

an Schaukämpfen im Hörsaal beteiligen möchte? Weil ich lieber auf der Straße Rechtsradikalen-Demos auspfeife, statt auf Zuruf in der Uni die Ideen von Marx und Engels? Weil ich lieber am realen Leben zu knabbern habe, als akademischer Wiederkäuer zu sein?

Ich genieße mein Politikstudium. Weil es mir die Grundlagen dessen vermittelt, was unser politisches Leben ausmacht. Ich lerne bei euch nicht die Praxis, auch das genieße ich - sonst hätte ich eine Ausbildung absolviert. Doch den Teil meines Studiums, in dem ich in Diskussionen meine ersten Sporen verdienen soll, verwandelt ihr in einen weichgespülten Referate-Marathon. Darüber würde ich gern mal mit euch debattieren. Ich würde aufspringen, die Stimme heben und euch meine Meinung bieten, fernab jeder Inszenierung. Vielleicht machte ich dann auch einfach mal einen Tisch kaputt. Damit objektiv endlich mal was passiert. Und wenn ihr euch dann noch mit mir unterhalten möchtet - dann können wir gern weiterdiskutieren. Oder besser: Endlich mal damit anfangen.

Von Florian Engels

Dahin geht unser Sozialbeitrag!

238,92 Euro - detailliert aufgeschlüsselt

238,92 Euro. So viel bezahlt man als Studierender an der Uni Bonn als Sozialbeitrag für das Wintersemester 2012/2013. Doch woraus setzt sich dieser auf den Cent genaue Betrag denn eigentlich zusammen? Die meisten Studis wissen zwar, dass das NRW-Semesterticket der AStA und die Fachschaften irgendwie damit finanziert werden. In welcher Höhe jedoch, das weiß kaum einer, von den anderen Posten ganz zu schweigen. Grund genug für uns den Sozialbeitrag für euch einmal genau aufzuschlüsseln.

Posten 1 – Studentische Selbstverwaltung: Hierunter fällt das Studierendenparlament (SP), der Allgemeine Studierendenausschuss (AStA), sowie alle anderen Organe der studentischen Selbstverwaltung. Das Geld wird etwa für die Aufwandsentschädigung der AStA-Referentinnen, die Sitzungspauschalen der SP-Sprecherinnen und der Protokollantinnen, die Raummieten des AStA, die Honorare der Beratungsstellen und für die Wahlkosten der SP-Wahlen aufgewandt. Auch die verschiedenen Beratungen des AStA und diese Zeitschrift werden aus diesem Topf finanziert. Anteil vom Sozialbeitrag: **10,50 Euro**.

Posten 2 – studentische Sozialeinrichtungen Diese etwas irreführende Bezeichnung beschreibt keine Sozialeinrichtungen, die von Studenten unterhalten werden, sondern soziale Angebote und Einrichtungen, die den Studierenden zu Gute kommen. Dazu zählen zum Beispiel die psychologischen Beratungsplätze der TUBF (Therapie und Beratung für Frauen), die vom Sozialreferat des AStA vermittelt werden. Des Weiteren werden von dem Geld noch KiTas gefördert, die Plätze für studentische Eltern anbieten. Letztere können aus dem Topf auch noch Zuschüsse erhalten, wenn sie ihre Kinder in eine KiTa geben. Anteil vom Sozialbeitrag: **0,66 Euro**.

Posten 3 – Hilfsfonds zur Unterstützung in Not geratender Studenten Studis der Uni Bonn, die sich in einer finanziellen Notlage befinden können über den Hilfsfonds einen zinslosen Kredit beantragen, um ihr Studium weiterführen zu können. Ein fünfköpfiger Ausschuss des Studierendenparlaments (SP) entscheidet etwa alle drei Wochen über die eingegangenen Anträge. Dabei wird geschätzt wie viel Geld der Studierende in seiner Situation benötigt. Das Maximum an Kredit sind jedoch 2.500 Euro. Um solch einen Kredit zu bekommen braucht man allerdings einen Bürgen, der mindestens 1100 Euro Einkommen im Monat erzielt. Anteil vom Sozialbeitrag: **0,01 Euro**.

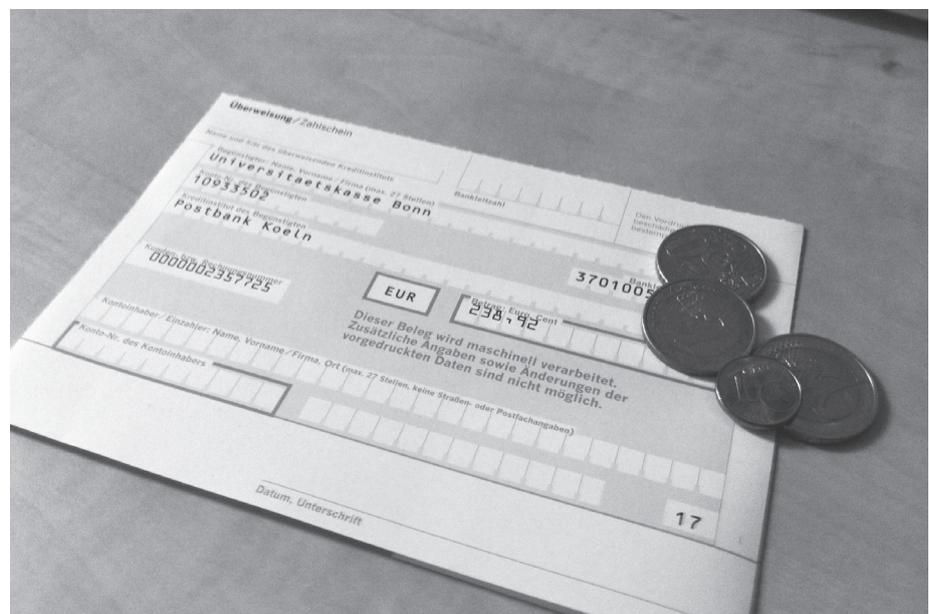
Posten 4 – Semester/NRW-Ticket Das Ticket macht mehr als die Hälfte des Sozialbeitrags aus, man bekommt dafür aber immer noch ein großes Paket zur Nutzung des öffentlichen Nah- und Regionalverkehrs in NRW, auch wenn das Ticket in regelmäßigen Abständen ein paar Euro teurer wird. Anteil vom Sozialbeitrag: **147,30 Euro**.

Posten 5 – Sonderkonto zur Erstattung des Mobilitätsbeitrages Dieser Pos-

ten ist gleichzeitig mit dem Semesterticket eingeführt worden. Er ermöglicht Studierenden, die den Beitrag nicht aus eigener Kraft finanzieren können eine Teilfinanzierung bis hin zur vollständigen Erstattung des Semestertickets. Dazu muss der Studi einen Antrag beim AStA oder beim Beauftragten für die Semesterticket-Rückerstattung stellen. Anteil am Sozialbeitrag: **0,85 Euro**.

Posten 6 – Zuweisung an Fachschaften Hieraus beziehen die Fachschaften ihre finanziellen Mittel, mit denen alle Veranstaltungen (auch die Partys) bezahlt werden. Anteil am Semesterbeitrag: **1,75 Euro**.

Posten 7 – Studierendensport Das Angebot des Studierendensports (auch bekannt als Hochschulsport) ist sehr vielfältig. Damit das auch so bleibt erhält er auch einen Anteil am Sozialbeitrag: 0,85 Euro. **Posten 8** – Studentenwerk Das Studentenwerk der Uni Bonn betreibt zum Beispiel die Mensen und einige Studentenwohnheime. Durch das Geld der Studis werden etwa Waren-, Personal-, und Gebäudekosten gedeckt. Anteil am Sozialbeitrag: **77 Euro**.



Von Katja Haberlandt

Ein „Versuchsfeld“ der anderen Art - der neue Campus Poppelsdorf

Als vor einem Jahr die Lehramtseinführung an der Universität Bonn vorbereitet wurde, kam schnell die Frage nach ausreichenden Räumlichkeiten für die zahlreichen Neu-Studierenden auf. Das damals noch in der Planung befindliche Projekt „neuer Campus Poppelsdorf“ beginnt nun zu entstehen.

Der neue Campus wächst auf den ehemaligen „100-jährigen Versuchsfeldern“ der Landwirtschaftlichen Fakultät zwischen Carl-Troll-Straße und Eнденicher Allee. Im ersten Bauabschnitt werden hierbei im Norden des Geländes drei Gebäudekomplexe für Institute und ein Hörsaalgebäude errichtet.

„Seit Februar rollen die Bagger für die vorbereitenden (Tiefbau-)Maßnahmen. Im Moment werden auf den Straßen Eнденicher Allee und Meckenheimer Allee Linksabbieger zum Campus Poppelsdorf eingerichtet“, berichtet Andreas Archut, Pressesprecher der Universität Bonn. Diese Linksabbiegerspuren auf der Eнденicher Allee im Bereich der Mensa und vor dem neuen Geozentrum in der Meckenheimer Allee 176 sollen insbesondere zur Entlastung des Straßenverkehrs dienen.

In den kommenden 12 Monaten entstehen vor allem Versorgungsleitungen, Straßen und die Linksabbiegespuren. Die eigentlichen (Hoch-)Bauarbeiten für das Hörsaalzentrum und die Institutsgebäude beginnen, wenn alles nach Plan



So wird das hoffentlich einmal aussehen.

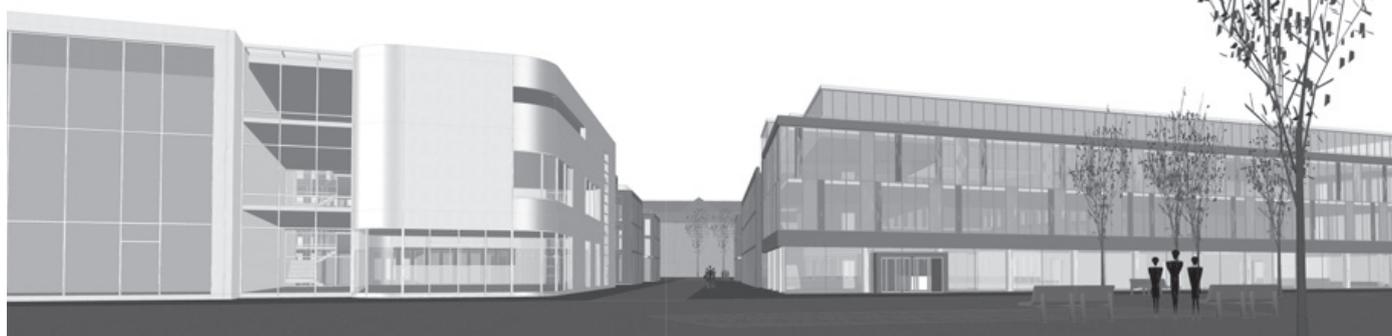
Quelle: Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW

läuft, im Frühjahr 2013. Einzugsbereit soll das Hörsaalgebäude voraussichtlich zum Beginn des Wintersemesters im Oktober 2015 sein.

Insgesamt wird es im neuen Hörsaalzentrum sieben Hörsäle mit einer Platzanzahl zwischen 50 und 450 Sitzen geben, außerdem vier Seminarräume und einen Keller mit einer großen Fahrrad-Tiefgarage. „Genutzt werden diese Räume von allen Fächern bzw. Instituten rund um den Campus, also insbesondere von den Bereichen Mathematik, Physik, In-

formatik, Geowissenschaften, Agrarwissenschaften, Ernährungs- und Lebensmittelwissenschaften und Molekularer Biomedizin“, erklärt Andreas Archut.

Die Erschließungs- und Neubaumaßnahmen werden ca. 75 Millionen Euro verschlingen, das gesamte Baufeld des Campus ungefähr 40.000 Quadratmeter umfassen. Das Projekt wird durch das Land NRW im Rahmen des Hochschulmodernisierungsprogramms gefördert.



Von Emily Senf

Doktor werden ist nicht schwer

Zuletzt schaffte es die Uni Bonn immer wieder in die Nachrichten. Grund waren Plagiatsfälle im Gutenberg-Fahrwasser. Was bedeutet das für diejenigen, die gerade an ihrer Dissertation sitzen? Unsere Autorin hat sich bei ihnen und ihren Doktormüttern und – Vätern umgehört.

Warum streben Menschen einen Dokortitel an? Sie nehmen dafür häufig schlecht bezahlte Stellen an einer Universität in Kauf, verbringen unzählige Stunden zwischen Büchern und Aufsätzen, auf Konferenzen und in Hörsälen. Zusätzlich fordert die Familie – wenn vorhanden – auch nach Feierabend Zeit und Aufmerksamkeit, praktische Berufserfahrung zu sammeln ist kaum möglich. Und doch. Das Statistische Bundesamt zählte im Wintersemester 2010/11 fast 200.400 Promovierende, die an deutschen Hochschulen betreut wurden.

Einer von ihnen ist der 32-jährige Martin. Seinen richtigen Namen will der Promotionsstudent nicht in der Zeitung lesen, zu groß ist die Furcht, so kurz vor der Abgabe seiner Dissertation den eigenen Doktorvater zu verärgern. Doch sprechen möchte er trotzdem, denn er findet: „Es gibt zu viele Zweckpromotionen.“ Was er damit meint, kommt sofort hinterher: „Zum Beispiel Flucht in die Weiterqualifizierung, wenn man nicht weiß, was man sonst machen soll.“ Auch auf Karl-Theodor zu Gutenberg kommt das Gespräch schnell. Der CSU-Politiker ist für Martin ein Beispiel dafür, die richtigen Dinge aus den falschen Gründen zu tun. Für seine berufliche Zukunft sei eine Promotion nicht unbedingt notwendig gewesen, aber „er hatte Erwartungen zu erfüllen.“ Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Martin selbst promoviert, weil er den Titel braucht, um seinen eingeschlagenen Weg in der Wissenschaft fortsetzen zu können. Für ihn ist es simpel: „Mir geht es um Qualität, nicht um den Titel.“ Deswegen kritisiert er auch, dass die Promotion nicht wie eine richtige Ausbildung angelegt sei und vorherige Auswahlverfahren, wie sie in vielen anderen Ländern durchlaufen werden müssten, in Deutschland fehlen würden. „Es ist zu leicht, an eine Doktorandenstelle zu kommen“, sagt Martin.

Professor Doktor Jörg Blasius ist Geschäftsführender Direktor am Bonner Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie und muss sich seit einigen Monaten mit ähnlichen Vorwürfen befassen. Nach dem Gutenberg-Desaster an der Universität Bayreuth deckte die Internetplattform VroniPlag Wiki auch Plagiate in der Doktorarbeit des Europa-Abgeordneten Jorgo Chatzimarkakis auf. Dieser hatte im Jahr 2000 in Bonn seine Dissertation eingereicht. Laut VroniPlag enthalten ganze 70 Prozent der Seiten

Jahres beschlossen hatte, Chatzimarkakis den Doktorgrad abzuerkennen, handelte auch das betroffene Institut. Inzwischen wurde eine spezielle Software angeschafft, die Dissertationen in Verdachtsfällen auf Plagiate untersucht.

Unrechtes Verhalten bei der Dissertation vermutet Blasius bei keinem seiner derzeit etwa 30 Doktoranden. Wer nicht das Zeug zum Doktor hat, zeige sich auf andere Weise, meint er. „Etwa die Hälfte sieht schnell ein, dass es für sie zu schwer ist und hört auf“, sagt Blasius. Mit allen anderen trifft er sich etwa alle drei Monate, in den heißen Phasen sogar alle sechs Wochen, und bespricht das bisher Erarbeitete. „Ich kenne die Fachliteratur sehr genau und würde merken, wenn einer was abschreibt“, erklärt der Dozent. Werden für die Arbeit eigene Erhebungen gemacht, lässt er sich die Originale der Datensätze zeigen, Schummeln scheint bei ihm nicht möglich zu sein. Dennoch muss auch Blasius zugeben: „Ein bisschen kann durchrutschen.“

„Bei Plagiaten gibt es diese nicht definierte Grauzone“, sagt Jared Sonnicksen, Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft und Soziologie. Darf also sogar ein Teil der Dissertation plagiiert sein? Und wenn ja, wie viel? „Ich hatte mal einen Bachelorstudenten“, erzählt Sonnicksen, „bei dem waren 95 Prozent seiner Hausarbeit abgeschrieben.“ Bei näherem Hinsehen stellte sich heraus: „Er hatte einen Ghostwriter dafür bezahlt, und der hat nicht mal gut plagiiert.“ Dass zu solchen Methoden sogar für eine einfache Seminararbeit gegriffen wird, zeigt dem Dozenten: „Der Druck ist hoch und die Versuchung groß.“

Kurz nach Chatzimarkakis meldete VroniPlag einen erneuten Plagiatsverdacht am heutigen Bonner Institut für Politikwissenschaft und Soziologie. Fast die Hälfte ihrer Dissertation habe die



Jetzt auch schon bei Hausarbeiten im Einsatz: Der Ghostwriter

Plagiate. Auch Martin hat Chatzimarkakis' Werk daraufhin gelesen und ist aufgebracht: „Die Arbeit entspricht ja nicht mal den Anforderungen einer Bachelorarbeit.“ Blasius ließ den Vorstand tagen, und nachdem der Fakultätsrat der Philosophischen Fakultät im Juli vergangenen

Unternehmerin Margarita Mathiopoulos demnach abgeschrieben. Das Brisante daran: Schon 1989 – drei Jahre nach Veröffentlichung – waren Plagiatsvorwürfe erhoben worden. Nach Angaben von VroniPlag Wiki prüfte das Institut nach, suchte und fand. Zu diesem Zeitpunkt galten 12 Prozent der Arbeit als abgeschrieben – nicht genug, um ihr den Dokortitel abzuerkennen, befand der Fakultätsrat. Es blieb bei der stich-

probenartigen Prüfung, die Sache geriet in Vergessenheit. Dann nahm sich VroniPlag der Arbeit an und fand heraus: Mathiopoulos hat etwa 46 Prozent ihrer Dissertation ohne Kenntlichmachung übernommen. Vor zwei Monaten beschloss die Philosophische Fakultät, auch ihr den Doktorgrad zu entziehen. Ebenso wie einem dritten, der Öffentlichkeit unbekanntem Plagiator.

Für Blasius sind das lediglich

Einzelfälle. Aber er sieht die Dokorenväter und -mütter auch in der Pflicht: „Das darf nicht passieren. Wir müssen die Wissenschaft schützen.“ Doch die Vorfälle haben auch Auswirkungen auf diejenigen Doktoranden, die ihre Dissertationen nach bestem Wissen vollständig selbst verfassen. „Man ist noch vorsichtiger als vorher“, sagt Sonnicksen. „Der Druck ist noch größer geworden.“

Von Lisa Homann

Erasmus στην Ελλάδα

– Ein Semester in Griechenland

Ein ERASMUS-Aufenthalt ist immer ein Abenteuer. Ganz besonders abenteuerlich geht es aber zurzeit in Griechenland zu. Im Alltag ist davon aber längst nicht überall etwas zu spüren.

Thessaloniki, Griechenland- Nach den Meldungen und Berichten über die Krise, die man seit geraumer Zeit täglich in den Nachrichten und Zeitungen liest, ist es kein Wunder, dass man erwartet, ein Land vorzufinden, in dem Unzufriedenheit, Unglück und Armut die vorherrschende Rolle spielen.

Doch bereits am ersten Tag in der zweitgrößten Stadt Griechenlands wurde ich eines Besseren belehrt. Die Stadt, die Einkaufsstraße und die Cafes sind voll mit Menschen- weitere vor der Tür, in der Hoffnung bald einen der begehrten Plätze zu bekommen, und das bei Preisen, die die deutschen teilweise um ein doppeltes übersteigen. Krise? Hier auf den ersten Blick nicht!

Auch abends: die Tavernen und Restaurants direkt an der Promenade Thessalonikis-mit Blick auf den Sonnenuntergang über dem Meer- sind stets gut besucht, und auf die Frage hin, inwiefern man hier die Krise zu spüren bekommt, erhält man die Antwort, dass man früher

beinahe täglich weggegangen sei; es heute aber eben nur noch zweimal die Woche möglich sei; auch einige der lokalen Geschäfte haben schließen müssen, da die Kundschaft ausblieb.

Selbstverständlich finden auch Demonstrationen statt - insbesondere gegen die „deutsche und europäische Politik in Griechenland“, die jedoch, anders als teilweise in den Nachrichten berichtet wird, zumindest in Thessaloniki recht klein sind und ohne Ausschreitungen oder gar erforderliches Großaufgebot der griechischen Polizei über die Bühne gehen. Selbst vor und nach dem Wahlen

konnte man sich getrost als Deutscher zu erkennen geben und auch das Tragen von Deutschlandaccessoires oder -schminke während des Eurovision Song Contests oder der Fußball-Europameisterschaft hatte keine nachteiligen Konsequenzen.

Dennoch: Einen gewissen Ärger und Unmut spürt man schon manchmal, doch die meisten Menschen reagieren freundlich und aufgeschlossen, wenn man mit ihnen über die derzeitige Situation sprechen möchte und räumen auch selbst Fehler Griechenlands ein. Andere (wenige) wiederum werden ausfallend,



Nicht überall sieht es in Griechenland so aus

sobald sie die deutsche Sprache erkennen oder versuchen einen durch spontane Preisaufschläge oder beispielsweise kleinere Portionen im Restaurant über's Ohr zu hauen (was aber ehrlich gesagt, in allen Urlaubsländern der Fall ist und nicht nur in Griechenland). Auch die Frage, was man von der Kanzlerin hält, soll keine Seltenheit sein. Hier ist es besser, einfach die Frage zu überhören oder sich zu enthalten, sofern man keine Lust auf eine Diskussion hat, die ohnehin in eine Sackgasse führt, da immer die gleichen Argumente fallen.

Auch das Studieren selbst in Thessaloniki ist sehr angenehm, mit Blick auf das Meer und die Palmen, nur man muss sich erst einmal daran gewöhnen, dass aufgrund etwaiger Streiks der Studenten das Gebäude blockiert wird, sodass die Vorlesung draußen stattfindet oder

aber der Dozent nicht erscheint, ohne Benachrichtigung der Studenten oder des Sekretariats. Auch die Pünktlichkeit wird hier nicht genau genommen. So liegt eine Verspätung von einer halben Stunde durchaus noch im Rahmen der griechischen Pünktlichkeit.

Doch abgesehen vom Frappe und Pita am sonnigen Hafen Thessalonikis; dass Griechenland unter der Krise leidet, vermag man vielleicht in der Stadt selbst nicht erkennen, fährt man jedoch raus in die ländlicheren Gebiete, sieht man schon die Auswirkungen der Krise. Gerade hier sind viele Menschen auf die Unterstützung der Kirche angewiesen- insbesondere die Rentner. Seit der Krise sind die ohnehin schon geringen Renten noch weiter gekürzt worden und erschwerend kommt hinzu, dass die Arztbesuche neuerdings, meist zu 100% von

den Patienten getragen werden müssen und das in Krankenhäusern, in denen man manchmal Angst bekommt, nach dem Besuch kranker zu sein als vorher.

Alles in allem lässt sich also festhalten, dass Griechenland schon schwer von der Krise getroffen wurde, aber das negative Bild, das man in den Nachrichten vermittelt bekommt, weitaus übertriebener ist als die Realität. Das Land hat zumindest in der Stadt seinen Charme behalten und man muss nicht befürchten, auf ausgestorbene Straßen, leere Tavernen oder geschlossene Geschäfte zu treffen, wenn man seinen Urlaub hier verbringen möchte. Griechische Livemusik, leckerer Wein und Souvlaki lassen sich weiterhin in der gleichen schönen Atmosphäre genießen wie vor der Krise.

Ein Kommentar von Jonas Jossen

Dudes und Bettys

Einblick in den heißesten Laden der Stadt

Mit einem freundlichem „Hey, welcome to the pier.“ begrüßt mich das attraktive Mädchen in der Tür, als ich den wohl coolsten Laden der Stadt betrete. Zuvor musste ich wie all' die anderen vor den großen Videoleinwänden in der Schlange warten, bis mir die beiden nur mit Shorts und Flip-Flops bekleideten Türsteher durch ein freundliches Nicken zu verstehen gaben, dass auch ich endlich dazugehöre. Ich habe mir das Privileg erkämpft, hier einkaufen zu dürfen! Mit dieser Gewissheit im Hinterkopf betrete ich die spärlich beleuchteten Verkaufsräume. Im Inneren erfasst mich sofort ein Schwall des hauseigenen Parfüms, was großzügig überall verteilt zu sein scheint. Hier erinnert nichts an die spießige Kaufhausatmosphäre. Die Wände sind dunkel

und wer ein Fenster sucht wird schnell feststellen, dass man sich nicht gefühlt hat, um dann wieder nach draußen gucken zu können. Lediglich schwache Lampen beleuchten die mal schmal, mal etwas breiter karierten Hemden, die dunklen Jeans und alles was man sonst so zu karierten Hemden und dunklen Jeans anziehen kann. Hin und wieder weisen einen ein paar Monitore mit kontemplativen Meeresaufnahmen den Weg in die nächste Etage.

Jeder Schritt ist mühsam. Es scheint als hätte jemand durch geschicktes Zustellen aller Wege dafür gesorgt, dass es auch wirklich nur die Stärksten bis zu den Umkleiden schaffen. Dabei muss die laute Surfpopmusik –so vermute ich-

dazu dienen, die Hilferufe der Eltern zu übertönen, die ihre Lieblinge irgendwo zwischen der Schlange vor der Umkleide und der an der Kasse verloren haben. Die ganze Szenerie erinnert ein wenig an ein U-Boot. Nur dass hier keine behaarten Matrosen, sondern junge glattrasierte Dudes und attraktive Bettys das Kommando haben, die sich geschickt zwischen den Schemen der Kunden durch die Dunkelheit ihren Weg auf den Etagen bahnen. Dabei scheint ihre Zahl sicher zu stellen, dass der Laden selbst ohne Kundschaft nie wirklich leer wirken wird.

Zwischenzeitlich habe ich es in die obere Etage geschafft und der Wunsch nach Sonnenlicht und frischer unparfümierter Luft ist größer denn je. Es

wird Zeit zu gehen. Ich kämpfe mich zurück gegen den Strom in Richtung Ausgang. Ein letzter Blick auf einen Mann neben mir, der ein T-Shirt gegen eine Lampe hält und versucht, sich die Farben bei Tageslicht vorzustellen. Das Mädchen an der Tür ist immer noch da und begrüßt eifrig neue Kunden. Ein kurzes „Thank's for coming by“. Die Sonne hat mich wieder.

Du studierst an der Universität Bonn und willst nicht alles einfach nur unhinterfragt übernehmen? Oder du möchtest selbst als Schreiber, Grafiker oder Fotograf aktiv werden – schreib uns deine einfach eine Email:
redaktion@akut-bonn.de

Gedichte als Therapie

Freya Dombach studiert seit zwei Semestern Asienwissenschaften in Bonn. Ihre ersten Gedichte hat sie nach ihrem Umzug von Deutschland nach Ägypten nach der Grundschule geschrieben. „Dieser Schritt war ein großer Umbruch in meinem Leben. Um meine Gedanken zu ordnen, habe ich kurzzeitig Tagebuch geschrieben, doch damit war ich nicht zufrieden“, sagt sie. „Es war mir zu aufwendig und ich konnte meine Gedanken und Gefühle nur schwer in Worte fassen. Somit bin ich auf Gedichte umgestiegen.“ Sie ist dabei geblieben. Während der Schulzeit hat sie bereits an Wettbewerben teilgenommen und diese auch gewonnen. „Dabei habe ich bemerkt, dass ich mich ruhig trauen kann meine Gedichte offen zu zeigen“, erzählt Freya. Hauptsächlich schreibt sie aber für sich selbst: „Viele meiner Gedichte sind eher bedrückend und traurig, da ich meistens persönliche schlechte Gefühle damit verarbeite. Zum Beispiel habe ich durch meine vielen Umzüge viele Freunde verloren. Aber auch die Erlebnisse anderer können mich zu Gedichten inspirieren.“ Trotzdem muss man sich Freya nicht als einen besonders traurigen Menschen vorstellen: „Viele Freunde die meine Gedichte lesen sind sehr verwundert über die deprimierende Stimmung, weil man mich anders kennt.“ Wieso schreibt sie dann keine fröhlicheren Gedichte? „Es liegt mir einfach nicht, positive Gefühle in Gedichten auszudrücken. Die genieße ich lieber!“



Gar nicht so traurig: Freya Dombach

Vielleicht

Vielleicht sollten wir

Uns aufmachen;

Uns aufraffen

Vielleicht sollten wir

Aktionismus zeigen;

Mit Farbe bekleiden

Vielleicht sollten wir

Etwas tun;

Etwas machen

Vielleicht.

Vielleicht.

Doch

Wir laufen durch Schlamm;

Sind gefesselt am Bett

Doch

Unsere Ziele sind getrennt;

Keine Meinung gebildet

Doch

Kraftlos;

Verwirrt

Aber.

Aber.

Abgrundtief

Abgrundtief	Wärst von allen Sorgen
Dieses Loch in dir	Befreit
Abgrundtief	Bewusstsein
Diese Weite vor dir	Über den Wolken
Kannst weder vor	Der Schmerz
Noch zurück	Für die anderen
Stehst an der Kante -	Und dein Leben;
Nur ein kleines Stück.	Vorbei

Eines Tages

Eines Tages...

Wird es so sein,

Als wäre ich nie dagewesen -

Als wäre ich der graue Schatten,

Der im Sonnenlicht verblasst!

Eines Tages...

Sitz ich nicht mehr daneben,

Doch ich bin sicher -

Der leere Stuhl fällt nicht auf.

Eines Tages...

Bleibt der flüchtige Gruß auf der Straße aus

-

Man erkennt nicht mehr.

Eines Tages...

Bin ich einfach fort.



Lonesome George

Foto: Aki Sasaki / flickr

